

## Kleine Mitteilungen.

**Von der nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrt.** Fast unbemerkt wurden im gegenwärtigen Krieg zwei Eismeerfahrten ausgeführt, die Wiederholungen der ersten denkwürdigen arktischen Umfahrungen der beiden Nordkontinente darstellen. 1878/79 gelang es dem Schweden A. E. Freiherrn von Nordenskiöld, mit der „Vega“ die Fahrt um Sibirien zum Beringmeer, also die nordöstliche Durchfahrt zu erzwingen. Das lang umkämpfte Problem der nordwestlichen Durchfahrt wurde von MacClure gelöst; er erreichte in den Jahren 1851 bis 1853, vom Beringmeer ausfahrend, den Eingang zum Melville-Sund, wo sein Schiff einfro. Er wurde von einer von Osten kommenden Expedition gerettet und gelangte so an die Küste des Atlantischen Ozeans. Als Seefahrer bewältigte die Durchfahrt aber in der ganzen Strecke Amundsen 1903 bis 1906 mit seinem kleinen Schiffe „Gjøa“, mit dem er in der Richtung von Osten nach Westen vorstieß. Nun kommt die überraschende Nachricht, daß der deutsche Hilfskreuzer „Komet“, der im zweiten Jahre des gegenwärtigen Krieges im Stillen Ozean auftauchte, dahin auf dem Wege um Nordasien gekommen war, also die kühne Fahrt A. E. Nordenskiölds wiederholte!

Ein Seitenstück dazu, allerdings im Gegensatz zu dieser planmäßigen deutschen Großtat, ist die teils unfreiwillige Reise eines kanadischen Polizeischoners unter der Führung des geborenen Norwegers Larsen durch das arktische Inselgewirre im Norden Amerikas in den Jahren 1940 bis 1942. Nach aus Skandinavien kommenden Nachrichten fuhr der Schoner „St. Roch“ im Sommer des Jahres 1940 von Vancouver nach Neu-Schottland, legte also die Durchfahrt in umgekehrter Richtung wie Amundsen als erstes Schiff zurück. Sein Auftrag war, die Polizeistationen und Eskimo-Niederlassungen im Westteil der arktischen Festland- und Inselküsten Nordamerikas mit Proviant und Gebrauchsgegenständen zu versorgen, im Eise zu überwintern und vom Schiff aus mit Hundeschlitten Patrouillenfahrten nach anderen Stationen zu machen. Der erste Teil des Programms wurde erledigt, und das Schiff fro in der Walkerbucht (West-Viktoria-Land) ein. Von hier aus gingen Schlittenfahrten nach Banksland, worauf im Sommer 1941 neuer Proviant an der Mackenziemündung eingenommen wurde. Infolge ungünstiger Eisverhältnisse mußte jedoch die Expedition unfreiwillig 1941 bis 1943 auf Boothia-Felix überwintern. Nun wurde die Fahrt nach Osten fortgesetzt. Man erreichte die Franklinstraße, trieb dann im Packeis mit der Meeresströmung hin und her, bis durch eine Eislücke die Ausfahrt in die Barrowstraße, dann in den Lancaster-sund und in die Baffinbai gelang, von wo das Schiff längs Labradors Küste Neufundland und im Oktober 1942 Neuschottland erreichte. Hugo H a s s i n g e r.

**Bemerkungen zum Aufsatz „Tabor“** (Bd. 85, S. 456—462). Unser Mitglied Herr Sektionschef Ing. Otto R o t k y schreibt mir: „In Kärnten, östlich des Faaker-sees bei Villach, trägt der Berg Kote 733 den Namen Tabor. Vom See (564 m) macht er den Eindruck eines Tafelberges, sein Gipfel wird durch eine flach liegende Platte des Sattnitzkonglomerats gebildet.“ Auch Herr Prof. H a s s i n g e r hat mir inzwischen aus seiner Beobachtung diese Tatsache bestätigt. Ich bin natürlich für jede Ergänzung meiner Aufzählung der Verbreitung des Namens dankbar.

Von Herrn Ing. Robert H a a r d t erhielt ich Mitteilungen über das einstige Jagdschloß des Prinzen Eugen, Am Tabor 12, das, von Fischer v. Erlach erbaut, später an die Familie Trauttmansdorff kam und nach mehrfachem Besitzwechsel von seinem Vater als Metallwarenfabrik eingerichtet wurde. Bezüglich Pöggstall finde ich in meinen Notizen über die von Herrn Hofrat Anton Becker im Juni 1931 geführte Exkursion der Geogr. Gesellschaft in das Waldviertel den eigenartigen

Rundbau, ein Vorwerk zur Burg selbst, besonders hervorgehoben, allerdings ohne die Bezeichnung „Täber“, die ich anderwärts gelesen hatte.

Über das biblische Thabor verdanke ich einem hervorragenden Fachmann, Herrn Prof. F. Wilke in Wien, eine ausführliche Darlegung über den Sprachgebrauch und die Schreibweise des Namens in unserer Überlieferung des hebräischen und griechischen Textes. An dieser Stelle können daraus nur einige Momente hervorgehoben werden: Die griechische Übertragung des Namens in der Form Itabyrion findet sich auch Jerem. 46 (griech. 26), 18. Bei Jos. 19, 22 bezeichnet Thabor anscheinend eine Stadt, sicher in 1 Chron. 6, 62. Gegenüber der von mir S. 461 angeführten Deutung des Namens, welche auf das Handwörterbuch von Jul. Fürst 1863 zurückgeht, verzeichnet Wilke eine Erklärung, welche „Bruch“ oder „Steinbruch“, und eine andere, welche „Nabel“ bedeuten würde. Beide Erklärungen finden sich auch in den älteren Auflagen des bekannten Wörterbuches von Gesenius, das immer wieder in neuen Auflagen dem Stande der Forschung angepaßt wird, in den letzten Ausgaben sich aber jeder Worterklärung enthält.

Eugen Oberhummer.

**Wie die beiden großen Weltkarten Waldseemüllers von 1507 und 1516 aufgefunden worden sind.** In einer Seminarübung des Jahres 1894 besprach Hofrat Professor Dr. Franz Ritter von Wieser unter anderem die Weltkarte der Ulmer Ptolemäus-Ausgabe von 1482. Bei der Gelegenheit stellte Unterzeichneter die kühne Behauptung auf, daß die Halbinsel im Norden Europas, deren Spitze nach Norden zeigt, Grönland sei. Die Behauptung fand allgemeinen Widerspruch. Professor von Wieser richtete an mich die Frage: „Wie denken Sie sich das? Meinen Sie, der Kartenzeichner habe die Halbinsel so umgebogen, daß die Spitze nach Norden zeige?“ Eine Erklärung für die sonderbare Darstellung konnte ich damals nicht geben, aber die Überzeugung, es handle sich bei der wunderlichen Darstellung um Grönland, wurde durch den Widerspruch nicht erschüttert. Als ich im Jahre 1901 mit der Herausgabe meiner Hausarbeit: „Die Entdeckungen der Normannen in Amerika. Unter besonderer Berücksichtigung der kartographischen Darstellungen“<sup>1</sup>, beschäftigt war, suchte ich im fürstlichen Schlosse Wolfegg (Württemberg) nach alten Karten. In der geographischen und kartographischen Abteilung der Bibliothek fand ich für meine Frage nichts Besonderes, aber bei der Besichtigung der übrigen Bestände der Bibliothek fiel mir ein Foliant auf, der die Bezeichnung 1512 trug. Als ich den Folianten näher anschaute, bot er zu meiner Verwunderung geographische Karten ohne Text. Gleich das zweite Blatt zeigte die Halbinsel im Norden von Europa, und zwar mit der Inschrift „engronelant“. Also hatte schon vor mir jemand gesagt, daß es sich bei der Halbinsel im Norden von Europa um Grönland handle. Mit fieberhafter Eile suchte ich den Namen des Autors der Karte mit der Bezeichnung „engronelant“ festzustellen. Die Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Erst auf der letzten Folioseite fand sich der Name des Kartenzeichners in der Kapital-Inschrift: „Consumatum est in oppido s. Deodati Compositione et digestione Martini Waldseemuller. Ilacomili.“ Der Name Waldseemüller war mir aus den Vorlesungen bekannt, er hat den Namen Amerika vorgeschlagen. Sollte sich der Name Amerika auch auf der Karte finden? Nun begann ich die Karte genauer zu studieren. Dabei ergab sich alsbald, daß es sich nicht um eine, sondern um zwei Karten, um eine Land- und eine Seekarte, handle. In der Hast, den Namen des Verfassers der Karte mit dem Namen „engronelant“ festzustellen, hatte ich das nicht bemerkt. Auf dem neunten Blatte der ersten

<sup>1</sup> Die Arbeit ist erschienen 1902 bei Herder in Freiburg im Breisgau.

Karte stand in großen Kapitalen am südlichen Wendekreis der Name „America“. Alsbald sagte ich mir: „Wenn seit den Studienjahren keiner die Waldseemüller-Karte mit dem Namen Amerika aufgefunden hat, dann hast du jetzt die älteste Karte mit dem Namen Amerika entdeckt.“ Das war voreilig geurteilt, denn die eben erwähnte Inschrift mit dem Namen Martinus Waldseemüller steht am Schlusse der Seekarte. Es mußte erst bewiesen werden, daß auch die erste, nicht näher bezeichnete Wandkarte den Martinus Waldseemüller zum Verfasser habe. Nach drei Stunden war mir dies aus den Legenden der Seekarte, die auf die Landkarte hinwiesen, zweifellos. Bei näherem Studium der Weltkarte ergaben sich außer dem Namen Amerika alsbald einige Sonderbarkeiten. Auf dem ersten Blatt ist zwischen Nord- und Südamerika eine Wasserstraße — der Panamakanal — eingezeichnet. Das östliche, auf derselben Karte angebrachte Kartonkärtchen zeigte an derselben Stelle Landverbindung. Nicht weniger große Unterschiede ergaben sich beim Vergleich der Darstellungen auf der Welt- und der Seekarte. War auf der Weltkarte Grönland im Norden von Europa eingezeichnet, so fand es sich auf der Seekarte in richtiger Lage westlich von Island. An Stelle des Namens Amerika steht auf der Seekarte: „Brasilia sive Terra Papagalli.“ In einer eine Folioseite der Seekarte füllenden Legende befaßt sich Waldseemüller selbst mit den auffallenden Unterschieden der beiden Weltkarten, und bei der Gelegenheit bemerkt er, daß von ihm vor einigen Jahren eine Weltkarte in 1000 Exemplaren herausgegeben worden sei. Die Beschreibung entspricht vollständig der ersten Weltkarte. Das genaue Jahr ist nicht angegeben<sup>2</sup>, aber als ich meinem hochverehrten früheren Lehrer Professor von Wieser Mitteilung von dem Funde machte, stellte er das Erscheinungsjahr 1507 alsbald fest durch das Begleitschreiben der ältesten Karte mit dem Namen Amerika — der *Cosmographiae Introductio* Waldseemüllers vom Jahre 1507. Zugleich erklärte er sich bereit, die beiden großen Weltkarten Waldseemüllers mit mir herauszugeben. Der Plan wurde bereits im Jahre 1903 verwirklicht durch die Publikation: „Die älteste Karte mit dem Namen Amerika aus dem Jahre 1507 und die *Carta Marina* aus dem Jahre 1516 des M. Waldseemüller (Hacomilus). Herausgegeben mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften von Prof. Jos. Fischer S. J. und Prof. Fr. R. v. Wieser. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung, 1903.“ Josef Fischer.

**Kroatien. Neue wirtschaftliche Ausweise.** Bei einer Fläche von 101 200,45 qkm zählt Kroatien ungefähr 6,5 Mill. Einwohner, also etwa 65 Menschen auf 1 qkm. Da durch die Ereignisse der letzten zwei Jahre verschiedentlich Verschiebungen in der Einwohnerzahl hervorgerufen und neue Zählungen erschwert wurden, liegt gegenwärtig keine genaue Statistik über die kroatische Wirtschaft vor. Die nachstehenden Zahlen stellen zum Teil Ergebnisse von Erhebungen dar, die auf Grund früherer Gegebenheiten gemacht wurden.

Danach betätigen sich 38 v. H. der Bevölkerung in der Landwirtschaft, die Zahl der Familienmitglieder mitgerechnet ergibt sich, daß etwas über 79 v. H. der kroatischen Bevölkerung auf dem Lande leben und mit der Landwirtschaft verbunden sind. Auf Industrie und Gewerbe entfallen 4,5 v. H. Beschäftigte, mit den Familienmitgliedern 10 v. H. Im Handel betätigen sich 1,8 v. H., mit Familienmitgliedern 4,6 v. H., und im öffentlichen Dienst und in den freien Berufen stehen 3,6 v. H., mit Familienmitgliedern 6,4 v. H.

Die landwirtschaftliche Nutzfläche Kroatiens umfaßt 56 000 qkm, davon ent-

<sup>2</sup> Die Zahl 1512 auf dem Rücken des Folianten bezieht sich auf eine Sternkarte Dürers, die den Weltkarten Waldseemüllers beigegeben ist.

fallen 30 000 qkm auf Ackerland, 16 000 qkm auf Weideland, 10 000 qkm auf Wiesen, 930 qkm auf Obstflächen, 730 qkm auf Wein-, 620 qkm auf Gemüseärten und auf Sumpfland rund 24 qkm. Am meisten wird Mais angebaut. Im Durchschnitt der Jahre 1937 bis 1939 betrug die Maisanbaufläche 11 000 qkm. Der Anbau von Weizen umfaßt rund 6620 qkm, von Gerste 1830 qkm, von Hafer 1740 qkm, von Roggen 680 qkm. Die wichtigsten Industriepflanzen sind Hanf, Raps, Lein, Zuckerrüben und Sonnenblumen.

Die in Kroatien bestehende starke Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes wirkt sich ungünstig sowohl auf die landwirtschaftlichen Erträge wie auch auf den Vermögensstand der Landwirte aus. Auf Kleinwirtschaften entfallen rund 80 v. H., auf große landwirtschaftliche Betriebe nur 20 v. H. Besitze in der Größe von einem Hektar und weniger bilden 17,7 v. H. der Kleinwirtschaften. Durch die Schaffung lebensfähiger Kleinwirtschaften soll nun die Landwirtschaft auf eine gesunde Grundlage gestellt werden.

Die kroatische Viehwirtschaft, die vor dem Kriege rund 620 000 Pferde, 2 Mill. Rinder, 1,3 Mill. Schweine, 3 Mill. Schafe und 630 000 Ziegen zählte, ist im großen und ganzen um die Hälfte zurückgegangen. Zur Auffüllung dieser Verluste sind verschiedene Maßnahmen getroffen, die zum Teil auch schon durchgeführt wurden, unter anderem werden größere Kredite gewährt.

Die Waldfläche in Kroatien umfaßt insgesamt 40 000 qkm, wovon 26 000 qkm sich im staatlichen, 9000 qkm in privatem Besitz und der Rest in der Hand autonomer Körperschaften befinden.

Die Daten über den kroatischen Außenhandel des Jahres 1942 sind bisher noch nicht veröffentlicht. Die Gesamtausfuhr betrug etwa 1 Mill. Tonnen im Werte von über 175 000 000 RM. Den größten Teil der kroatischen Ausfuhr mit rund 60 v. H. nahmen Deutschland und das Protektorat auf, es folgen Italien mit 20 v. H., Serbien mit 9 v. H., die Schweiz mit 3 v. H., Ungarn mit 2,5 v. H. und Rumänien mit 1 v. H. Zur Ausfuhr kommen Holz, Bauxit und Erze, Obst und Gemüse, Einfuhrartikel sind Industriewaren, Maschinen, Textilerzeugnisse, Zucker und Benzin. Sch.

**Wasserbauten in Ungarn.** Die häufige Sommertrockenheit des pannonischen Klimas zwingt dazu, den Regenfeldbau durch künstliche Bewässerung zu unterstützen, um höhere Bodenertträge zu erzielen und die Anbaufläche zu erweitern.

Seit 1937 besteht ein Landesbewässerungsamt. Ein an der Theiß bei Tiszalök südlich abzweigender Bewässerungskanal, an den Nebenkanäle anschließen, ist im Bau und wird 200 000 Katastraljoch Berieselungswasser zuzuführen vermögen. Zwei andere Berieselungsanlagen sind bei Tiszafüred und Hódmezővásárhely zum Teil bereits im Betrieb, teilweise in Ausführung begriffen. Letzteres Werk ermöglicht durch eine Pumpanlage, den Wasserstand des Hauptkanals zu erhöhen, bei Hochwasser zu erniedrigen und das Wasser in die Theiß zu heben.

Die vor dem Weltkrieg begonnenen Arbeiten zur Schiffbarmachung der unteren Körös wurden wieder aufgenommen. Bei Békésszentandrás ist eine große Staustufe entstanden, wodurch die schiffbare Strecke von 40 km auf 150 km verlängert werden konnte. Es wurden durch den Aufstau neue Berieselungsmöglichkeiten und ein Transportweg für Getreide gewonnen, der an Theiß und Donau Anschluß findet und die Zufuhr von Baumaterial gestattet. Die Schiffbarmachung des Berettyó ist vorgesehen, ebenso eine Verbindung mit dem Bewässerungskanal von Tiszalök.

Weitere Aufgaben des ungarischen Wasserbaues werden die Herstellung eines Donau-Theiß-Kanals, die Entwässerung großer Teile des Alföld und die Herstellung von Talsperren in den Waldkarpaten sein. (Nach Kelemen in: Das schaffende Ungarn, 1943, Nr. 3.)

Hugo Ha s s i n g e r.

**Das Verkehrswesen Südosteuropas** ist Gegenstand einer in der Schriftenreihe der Südosteuropagesellschaft erschienenen kleinen Schrift von H. Wesemann (Südostechoverlag, Wien 1940).

Als wesentliche Merkmale des südosteuropäischen Verkehrswesens bezeichnet der Verfasser die fehlenden Voraussetzungen für den Binnenverkehr zwischen den südosteuropäischen Ländern selbst, der wegen ihres überwiegenden agrarischen Charakters und der noch immer weitverbreiteten Naturalwirtschaft sehr gering ist, so daß die innerbalkanische Wirtschaftsverflechtung gegenüber dem Exporthandel sehr zurücktritt. Auch die Natur hat infolge der Gebirgsgliederung und des mächtigen Verkehrshindernisses der unteren Donau im Landverkehr dafür gesorgt, daß sich hier zentrifugale Kräfte entfalten konnten, wozu noch die politische Zersplitterung kommt. Die Verkehrsliendichte nimmt jenseits der ehemals österr.-ungar. Grenzen stark ab. Im ganzen herrscht eine geringe Beanspruchung der Eisenbahnen für den Güter- und Personenverkehr, wodurch auch die technische Ausrüstung der Strecken zurückgeblieben ist. Bei der Durchmusterung des südosteuropäischen Eisenbahnnetzes ergibt sich die überraschende Tatsache, daß es Nachbarstaaten ohne direkte Verbindung gibt (z. B. Bulgarien—Rumänien an der Donaulinie). Die meisten Strecken sind eingleisig, Gebirgstrecken meist schmalspurig. Ebenso ist der Zustand des Straßennetzes unzulänglich. Der Großteil des Kraftwagenverkehrs konzentriert sich auf die Hauptstädte und ihre Umgebung. Die Zubringerlinien zu den Eisenbahnen sind noch sehr ausbaubedürftig. Infolge Zerschlagung des Großgrundbesitzes ist der Antrieb für die Beschaffung von Nutzkraftwagen auf dem Lande vermindert worden, doch können die Genossenschaften dafür einen Ersatz bieten. Für den Wasserverkehr ist es nachteilig, daß die Donau derzeit ohne Zubringerwasserstraße ist und die Donaumündung unbefriedigende Schiffsverkehrsverhältnisse besitzt, ebenso noch immer das Eiserne Tor. Auch sind die Umschlagsverhältnisse der Donauhäfen vielfach noch unzulänglich. Das Verkehrsnetz ist bis an die Grenzen seiner Belastungsfähigkeit beansprucht. Die Intensivierung des Verkehrs bei fortschreitender Industrialisierung und Steigerung des Exports nach Deutschland (nach Ausbau des deutschen Wasserstraßennetzes) wird auch eine großzügige Ausgestaltung der Verkehrswege und Verkehrsmittel erfordern, für welche Deutschlands Hilfe nötig sein wird. Eine Hebung der Leistungsfähigkeit des Südostverkehrs entspricht ja auch dem deutschen Interesse.

Hugo Hassinger.

**Die deutschen Siedlungen und Mundarten im Südwestbanat.** Die erste Besiedlung des Südwestbanats mit Deutschen nahm dessen erster Gouverneur Graf Claudius Florimund Mercy noch während der Kämpfe gegen die Türken (Ende 1716 und 1717) in Angriff, um eine Vormauer der Christenheit gegen den Islam zu errichten. Bedeutender als diese Siedlungsaktion waren die zur Zeit Maria Theresias und Josefs II. durchgeführten Besiedlungen. Der eigentliche Siedlungsraum dieser Siedlungsaktionen war freilich weiter gefaßt und dehnte sich zwischen den Flüssen Marosch, Theiß und Donau aus, reichte aber im Osten nur bis zu einer Linie, die die Donau bei Orschowa trifft. Weifert<sup>1</sup> konnte feststellen, daß die Muttersiedlungen, die er als primäre Siedlungen bezeichnet, im Laufe der Zeit infolge ihres starken Wachstums Tochter- oder sekundäre Siedlungen gründeten, die ihrerseits zur Bildung neuer Siedlungen, sogenannter „dritt-folgender“ oder „ter-

<sup>1</sup> Ladislaus Weifert: Die deutschen Siedlungen und Mundarten im Südwestbanat. Schriften des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Belgrad. Verlag Südost, Belgrad 1942.

tärer“, schritten, wodurch die Mundartforschung natürlich außerordentlich erschwert wird.

Bei der Mundartforschung ist vor allem der Zeitpunkt der Kolonisation von sehr großer Bedeutung. Weifert kommt zur Erkenntnis, daß im Südwestbanat zu den ältesten Primärsiedlungen Weißkirchen und Kudritz gehören, deren Entstehung in die Jahre 1717 bis 1720 fällt. Eine zweite Gruppe stellen die von 1765 bis 1767 entstandenen Invalidensiedlungen in der von Maria Theresia geschaffenen Militärgrenze dar. Die übrigen Theresianischen Siedlungsaktionen reichen allerdings bis in das Jahr 1770, die Josefinischen sogar bis in das Jahr 1787 hinein. Gründungen von Tochttersiedlungen erfolgten noch im 19. Jahrhundert.

Die Urheimatforschung kann sich im Südwestbanat zum Teil auf die Kirchenbücher, zum Teil auf die Namenslisten für staatliche Einwanderertransporte der Wiener Hofkammer stützen, die allerdings erst seit den Jahren 1763/64 erhalten geblieben sind. Die Forschung nach den Urheimatsorten der Mercyschen Siedlungsperiode ist noch ins Dunkel gehüllt.

Um die Mundartforschung des Banats hat sich besonders Josef Müller Verdienste erworben, der auf Grund eines Vergleiches mit Arbeiten über Mundarten des Mutterlandes feststellte, daß z. B. für die Franzensfelder Mundart als Urheimat das Gebiet zwischen den Flüssen Rhein, Neckar und Enz, also der nördliche, Baden-Durlach genannte Teil des früheren Großherzogtums Baden, anzusetzen ist, wo das sogenannte Südfränkische gesprochen wird. Weifert hat auf Grund des Sprachatlases die Begrenzung noch enger gezogen; er erhielt auf Grund seiner Forschungen als Urheimat die nördliche größere Hälfte des Kreises Karlsruhe, mit Ausnahme des Gebietes Pforzheim.

Sehr interessant ist nun die Tatsache, daß zwar im Banat das Südfränkische vorherrscht, trotzdem aber auf Grund der Einwandererlisten nicht die Einwanderergruppen aus dem Kreise Karlsruhe, sondern die aus Württemberg die zahlreichsten sind. Die Mundart der kleineren südfränkischen Einwanderergruppen siegte in der Hauptsache deswegen, weil sie mehr der Schriftsprache gleichkam und auch die einzelnen Siedlungsgruppen einheitlicher sprachen, dadurch aber einen vorherrschenden Sprachblock bildeten, der die übrigen Dialekte zurückdrängte.

Weitere Forschungsergebnisse, die besonders dem jungen Forscher wertvolle Hinweise geben, machen die Broschüre Weiferts schon deswegen wert, sie nicht unbeachtet zu lassen, weil, wie der Autor betont, die Mundarterforschung, die er in dem Südwestbanat auf Grund der Wenkersätze und des Sprachatlases vornahm, nicht als abgeschlossen anzusehen ist.

Alfred Graef.

**Transnistrien.** Transnistrien, das Land zwischen Dnjestr und Bug, steht seit Oktober 1941 in einer Ausdehnung von 39 733 qkm unter rumänischer Verwaltung. Von seinem Gouverneur ist es in 13 Komitate und 64 Kreise eingeteilt worden. 1292 Gemeinden und 2468 Dörfer beherbergen insgesamt 2 326 226 Einwohner, von denen der weitaus größte Teil ukrainische Volkszugehörigkeit hat. Der rumänische Volksteil („Moldoven“, Moldaurumänen) war noch unmittelbar nach dem Weltkrieg mit nahezu 1 Million Seelen vertreten, zählt aber gegenwärtig infolge der Verschleppungen durch die Sowjets nur mehr rund 450 000. In dem südlichen Teil, insbesondere in der Nähe der Hauptstadt Odessa, sind auch etwa 150 000 Volksdeutsche beheimatet, die zum Teil in fast rein deutschen Dörfern siedeln. Die Bevölkerungsdichte ist mit 58,5 Einwohnern je Quadratkilometer viel geringer als die durchschnittliche Dichte Rumäniens.

Der nördliche Teil dieses von der Natur sehr gesegneten Landstriches weist leichtbewaldete Hügel auf, die weiter südlich immer mehr verflachen und schließlich in eine fast waldlose, unendlich scheinende, sehr fruchtbare Ebene übergehen. Wenn auch die Sowjets versucht haben, die Industrie, besonders in den größeren Städten, weitgehend zu entwickeln, so ist Transnistrien doch ein Gebiet mit überwiegend landwirtschaftlicher Bedeutung geblieben. Die landwirtschaftliche Nutzfläche von rund 3,5 Mill. ha dient nahezu zur Hälfte dem Getreideanbau, davon in dem Anbaujahr 1941/42 560 000 ha dem Mais- und 399 000 ha dem Gersteanbau. In früheren Jahren überwogen die Weizenkulturen. Günstige Boden- und Klimaverhältnisse begünstigen den Anbau von Industrie- und Handelsgewächsen. In Erkenntnis dieser Tatsache sind die Anbauflächen für Sonnenblumen, Sojabohnen und Baumwolle erheblich erweitert worden. Weniger Aufmerksamkeit schenkte man den Futterpflanzen, Hackfrüchten und dem Gemüse, obwohl auch bei diesen Kulturen weitgehende Möglichkeiten zur Ausweitung der Anbauflächen bestehen. Keine geringe Bedeutung hat auch der Obst- und Weinbau, der die Entwicklung der Nahrungsmittelindustrie sehr begünstigt. Ein in Transnistrien schon von den Sowjets mit Erfolg angebautes Gewächs, das in Rumänien bisher unbekannt war, ist die kautschukhaltige Kok-Sagys. Die Erträge für die einzelnen Kulturen sind in Transnistrien zwar etwas höher als in Rumänien, bleiben aber trotz des sehr fruchtbaren Ackerbodens infolge geringerer Intensität im Anbau weit hinter denen Deutschlands zurück.

Von den Waldflächen, die 219 000 ha bedecken, überwiegt der Hartholzbestand (Eichen). Die Einschläge genügen bei weitem nicht, den Verbrauch Transnistriens an Brenn- und Bauholz zu decken, so daß die Versorgung zum großen Teil aus den rumänischen Wäldern erfolgen wird.

An Bodenschätzen ist Transnistrien sehr arm. Nennenswert sind nur die Vorkommen von Kaolin, Kieselgur und Kalkstein. Forschungen, die schon von den Sowjets vorgenommen wurden, weisen auf Braunkohle und Phosphorit hin. Eine Bestätigung dieser Forschungsergebnisse ist von rumänischer Seite bisher noch nicht erfolgt.

Wie schon erwähnt, hat neben der Landwirtschaft auch die Industrie in diesem Gebiet eine gewisse Bedeutung. In einzelnen Zweigen ist sie sogar vorzüglich entwickelt, vor allem auf denjenigen Gebieten, wo die natürlichen Voraussetzungen (ausreichende Rohstoffgrundlage usw.) vorhanden waren. Der weitaus bedeutendste Industriezweig ist die auf den landwirtschaftlichen Erzeugnissen beruhende Nahrungsmittelindustrie. Abgesehen von einer größeren Anzahl Getreide- und Ölmühlen gibt es gegenwärtig 14 Marmeladefabriken, 5 Konservenfabriken, 19 Likör- und Weinfabriken, 7 Spiritusfabriken, 7 Zuckerfabriken und 41 Fettfabriken. Von größerer Bedeutung ist noch die Textilindustrie mit 42 Betrieben, die metallverarbeitende Industrie mit 27 Betrieben und die Leder- und Seifenindustrie mit 33 Betrieben. Außerdem gibt es noch einige Papierfabriken. Industrielles Hauptzentrum ist Odessa, das auch einen gut ausgebauten Hafen besitzt. Weit geringere Bedeutung haben Tiraspol, Mohilew, Shemerika und Balta.

Verkehrsmäßig ist das Gebiet, obwohl eine doppelgleisige Eisenbahnlinie von Odessa in nördlicher Richtung bis zur Grenze führt und einige Abzweigungen nach Westen und Osten aufweist, nach mitteleuropäischen Begriffen schwach entwickelt. Besonders die Straßen lassen viel zu wünschen übrig.

Seit der verwaltungsmäßigen Inbesitznahme Transnistriens durch den rumänischen Staat haben die amtlichen Stellen sich zur Hauptaufgabe gemacht, eine allmähliche Entstaatlichung der Wirtschaft dieses Gebietes, durch schrittweise Auf-

lösung der Kolchosen und der Sovchosen, durchzuführen. Kriegsbedingte Schwierigkeiten erschweren allerdings die Durchführung der guten Vorsätze außerordentlich, doch sind trotzdem greifbare Erfolge zu verzeichnen, die nicht nur für Transnistrien, sondern auch für Gesamt-Rumänien günstige Perspektiven eröffnen. S. M.

**Dendroklimatologische Untersuchungen über die Jahresringentwicklung der Kiefern in Anatolien.** Als Dendroklimatologie bezeichnen G. Gassner und Christiansen-Weniger<sup>1</sup> den Nachweis der Klimaverhältnisse früherer Zeitperioden auf Grund systematischer Untersuchung der Jahresringe von Bäumen; die Unterschiede im Verhalten der Jahresringe werden dabei als Maßstab für die zur Zeit ihrer Entstehung vorliegenden klimatischen Verschiedenheiten benutzt. Unter anderem wurde in Wien von A. Pokorny schon im Jahre 1867 in den „Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse“ klar ausgesprochen, „daß der klimatische Charakter eines jeden Jahres in den Holzringen ausgeprägt sein muß“ und daß die Bäume, wenn sie den jährlichen Gang der Witterungsverhältnisse erkennen lassen, „dadurch zu wahren meteorologischen Jahrbüchern“ werden.

In Kleinasien haben wir in bezug auf das Klima hauptsächlich zu unterscheiden: das trockene Innere Anatoliens mit Steppenklima ohne Wald (nur unter dem Klimaeinfluß der Lage in größeren Bergeshöhen finden sich kleine kümmerliche Reste von Baumbestand; außerdem gibt es an Wasserläufen „Galeriewälder“); dann im Westen und Süden der Halbinsel, in den der Küste benachbarten Teilen, sommertrockene Landstriche, deren Jahresniederschlag zwar so hoch ist, daß er dem Walde das Dasein gestattet, aber die Erhaltung des Waldes ist infolge der Sommertrockenheit schwieriger als in feuchteren und kühleren Ländergebieten. Wir können dieses Gebiet mit H. Louis als das der „Trockenwälder“ bezeichnen. Endlich im Norden und besonders im Nordosten Kleinasiens, im Pontusgebirge, an der dem Schwarzen Meer zugekehrten Seite entlang der Küste Gebiete, die das ganze Jahr hindurch gleichmäßig feucht, mit reichlichen Niederschlägen ausgestattet sind, sogenannte „Feuchtwälder“<sup>2</sup>.

Im Klima Kleinasiens, besonders Zentral-Anatoliens, fehlt es der Pflanzenwelt in der Vegetationszeit ganz bestimmt nicht an Wärme und Sonnenschein, wohl aber in manchen Jahren und an vielen Orten an Feuchtigkeit. Für eine vorausschauende türkische Agrarpolitik ist es entscheidend wichtig, über die Häufigkeit des Auftretens von Dürrejahren, über ihre Intensität und die Größe des von ihnen betroffenen Gebietes einen Überblick zu gewinnen. Der türkische meteorologische Dienst hat erst im Jahre 1926 eingesetzt, er ist also noch zu jung und seine Stationen sind noch zu wenig zahlreich, um einen Überblick über die Häufigkeit des Auftretens von Notjahren zu gestatten. Die Gründe, warum die beiden Verfasser aus der Jahresringentwicklung der Bäume in Inner-Anatolien einen Überblick über die zur Zeit der Entstehung der Jahresringe vorliegenden klimatischen Verschiedenheiten zu gewinnen suchen, sind also nach dem Vorstehenden wohl einzusehen.

Jahre, in denen der gebildete Jahresring auffallend geringe Werte aufweist, bedeuten unter den klimatischen Bedingungen des untersuchten Gebietes von

<sup>1</sup> Nova Acta Leopoldina, Abhandlungen der Deutschen Akademie der Naturforscher, herausgegeben von Geh. Med.-Rat Dr. Emil Abderhalden, Halle (Saale), 1942.

<sup>2</sup> L. Tschermak: Einiges über die pflanzengeographischen Grundlagen des Waldbaues in der Türkei, in: „Der Biologe“ 10, 1941, 373—382.

Inner-Anatolien tatsächlich Jahre mit geringen Niederschlägen. In den Steppengebieten Inner-Anatoliens werden fast zwei Drittel des gesamten Brotgetreides der Türkei erzeugt. Verminderte Niederschläge bedingen hier erhebliche Ernteausfälle. Das Jahr 1928 z. B. war für weite Teile von Zentral-Anatolien ein Dürrejahr infolge des Ausbleibens von Frühjahrs- und Sommerniederschlägen. Die Ernte an Körnerfrüchten fiel auf die Hälfte des Durchschnittes. Auch die Steppenflora verdorrte und damit das Futter für das Vieh. Ein wesentlicher Hundertsatz der Jungtiere ging ein, von den älteren Tieren mußte ein erheblicher Teil abgeschlachtet werden. In Jahren, in welchen es außerdem auch noch an Winterfeuchtigkeit im Boden fehlt, kann die Dürre noch viel schlimmer werden. So wird z. B. die schreckliche Hungersnot vom Winter 1873 bis zum Frühling 1875 in den Vilajets Kastamonu, Ankara und Kaisari anschaulich geschildert.

Das von den Verfassern untersuchte Gebiet ist 40 000 qkm groß und gehört größtenteils den zentralanatolischen Steppen an (Umkreis von Ankara und nördlich davon), teils auch gehört es — in seinem nördlichen Teil bei Kastamonu — zu einem Landesteil mit Übergangsklima zur feuchteren Schwarzmeerzone.

Das Klima von Zentral-Anatolien weist folgende Hauptmerkmale auf:

1. Eine vor allem im Hinblick auf die in der Vegetationszeit herrschenden hohen Temperaturen geringe Höhe der Niederschläge, z. B.: Ankara 325,9 mm im zwölfjährigen Durchschnitt.

2. Starke jahreszeitliche Schwankungen; die Hauptniederschläge fallen im Winter und im Frühjahr. Sommer und Herbst sind besonders niederschlagsarm. Im trockenen Sommer 1928 z. B. fielen in Ankara im Juni 4,0 mm, im Juli 0,0, im August 0,0, somit von Juni bis August 4,0 mm Niederschlag.

3. Auffallend starke Unterschiede zwischen den einzelnen Jahren. So schwanken z. B. die Winterniederschläge von Ankara in einer verhältnismäßig kurzen Beobachtungszeit zwischen 46,5 (im Jahre 1933) und 143,8 mm (im Jahre 1935).

Die Sommerniederschläge haben in Inner-Anatolien infolge ihrer Seltenheit keine besondere Bedeutung. Dies vermag auch der Umstand zu beleuchten, daß das Getreide im Sommer nicht nur im Freien gedroschen, sondern auch im Freien gelagert wird. Für den Pflanzenbau (und das spärliche Baumwachstum) in Zentral-Anatolien sind also fast nur oder doch in erster Linie die Winter- und Frühjahrsniederschläge ausschlaggebend.

In Inner-Anatolien gibt es fast nur in Höhen über 1000 m meist kümmerliche Kiefernbestände, vielfach nur kleine Rodungsreste. Die Bäume werden selbst in höheren Berglagen bis 1500 m durch die immer wiederkehrenden Trockenjahre so ungünstig beeinflusst, daß es in diesen Jahren kaum noch zu einer nennenswerten Jahresringbildung und auch zu einer nur ganz unbedeutenden Triebbildung kommt. Dabei wirkt sich die Sommerdürre auf den Bergen weniger verhängnisvoll aus als in der Ebene: die Temperaturen sind oben geringer, die Verdunstungsverhältnisse günstiger, die Zeit der Sommerdürre ist kürzer, die Niederschläge sind höher. Die Zahl wirklich guter Jahre (für Baumwuchs) ist aber auch auf den inneranatolischen Bergen gering. In Lagen unter 1000 m aber ist die Entstehung und Erhaltung des natürlichen Baumbestandes (außer an Wasserläufen) unmöglich. Man darf also mit Recht annehmen, daß sich der Baumwuchs Inner-Anatoliens stets nur auf Berglagen beschränkt hat.

Untersucht wurden von den Verfassern insgesamt 76 Bäume von *Pinus silvestris* und *Pinus nigra* Arnold var. *Pallasiana* Antoine, die sich auf 16 verschiedene Standorte verteilen. Der älteste untersuchte Baum, eine einsame Schwarzkiefer mit dickem, aber kurzem Stamm und breiter, dabei schütterer Krone in

1450 m Seehöhe auf einem Ausläufer des Elma Dag, war etwa 600 Jahre alt. Da es unzulässig gewesen wäre, von den spärlichen Bäumen noch welche zu fällen, so wurden zur Untersuchung Bohrspäne mit dem schwedischen Zuwachsbohrer gewonnen, und zwar wurden von jedem Baum aus kreuzweise angeordneten Bohrungen vier Bohrspäne entnommen. Zur Einbettung dieser Bohrstücke wurden vierkantige Holzleisten quadratischen Querschnittes (von der Länge der Späne) hergestellt; auf jeder der vier Seiten wurden sie mit einer eingefrästen Nut versehen, die etwa um  $\frac{1}{2}$  mm breiter war als der Durchmesser der Bohrstücke. In die vier Nuten dieser Holzträger wurden die vier von einem Baum entnommenen Bohrspäne bis zur Hälfte ihres Querschnittes eingeleimt und kamen nach Abschleifen bis zur Mitte (Durchmesser des Bohrspans), Abziehen mittels Rasierklinge, Bestreichen der Flächen mit dünnflüssigem Mineralöl zur mikroskopischen Prüfung in schräg auffallendem Licht. Die Untersuchung erfolgte mittels eines Mikroskops mit Mikrometer-Okular, so daß die Ablesung in Teilstrichen erfolgen konnte.

An jedem Jahresring wurde die ganze Jahresringbreite als „Gesamtholz“, ferner die des Spätholzes und die des Frühholzes in Teilstrichen des Mikrometer-Okulars festgestellt. Da der Anteil von Früh- und Spätholz Schwankungen unterliegt, so ist die Jahresringbreite (das „Gesamtholz“ der Verfasser) kein eindeutiger Maßstab der Produktionsleistung des Baumes. Zum Aufbau des dichteren Spätholzes wird eine größere Menge organischer Substanz verbraucht. Um in einer einzigen Zahl die Gesamtleistung des Baumes in der Jahresringbildung wiederzugeben, wurde von den Verfassern das Spätholz zahlenmäßig höher bewertet als das Frühholz und so der „Holzwert“ des Jahresringes ermittelt. Das Gesamtvolumen der Zellwandungen des Spätholzes ist bei jüngeren Bäumen etwa das Zweifache eines gleich großen Frühholzteilens, bei älteren das Drei- bis Vierfache, für Bäume verschiedenen Alters im Mittel also ungefähr das Dreifache. Der „Holzwert“ wurde also berechnet als Summe von Frühholz und dreifachem Wert des Spätholzes.

Um die Brauchbarkeit der dendroklimatologischen Forschungsmethode zu prüfen, wurde dann für eine Zeitspanne, für welche Ergebnisse des meteorologischen Dienstes in Anatolien bereits vorliegen, nämlich für die Jahre 1938 bis 1927, der Vergleich der Jahresringentwicklung mit den Klimaverhältnissen, besonders den Niederschlägen dieser Periode, durchgeführt.

Für diesen Vergleich mußten die Zahlenwerte aus den Messungen der Jahresringe als relative Werte, also in Hundertsätzen, und zwar des Mittels der drei Höchstwerte einer elfjährigen Zeitspanne, berechnet werden; denn nur so war es möglich, Bäume, die z. B. infolge ihres Alters oder verschiedener Standortseinwirkungen ungleichen Stärkezuwachs aufweisen, dennoch nach ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Fundorten (Standorten) als Gruppe zu behandeln und für diese „Standortgruppen“ brauchbare Durchschnittswerte der Jahresringentwicklung anzugeben.

Die Fehlerquellen, die im Untersuchungsmaterial selbst liegen können, wurden sorgfältig untersucht. So blieben z. B. Bäume, die durch Entnahme von Ästen (zur Brennholzgewinnung im baumarmen Anatolien) geschädigt worden waren, bei der Auswahl der Untersuchungsproben ausgeschaltet. Standortseinflüsse, Beschädigungen, Alter der Bäume, Dichtschluß oder Durchforstung, Höhenlage wurden sorgfältig in Betracht gezogen. Gegen Fehler infolge wuchsfördernder Wirkungen von Durchforstungen kann die Heranziehung möglichst mehrerer Bäume des gleichen Standortes einigermaßen helfen (oder die Wahl von Bäumen, die immer frei standen).

Beim Vergleich der Jahresringentwicklung mit den Ergebnissen der Klimamessung brauchten die Verfasser in erster Linie nur die Niederschlagsmessungen

zu berücksichtigen. Die Untersuchungen bestätigten, was für jeden Kenner der Verhältnisse von vornherein wahrscheinlich war, daß in Zentral-Anatolien unter den Klimabedingungen ausschließlich die Niederschlagsverhältnisse der einzelnen Jahre (und nicht etwa der Wärmegang) die Jahresringbildung beeinflussen.

Der Vergleich der Jahresringbildung mit den Niederschlagsverhältnissen von Zentral-Anatolien wurde getrennt für Frühholz, Spätholz, „Gesamtholz“ und „Holzwert“ durchgeführt; das Ergebnis war: Die Spätholzbildung folgt in erster Linie den Winterniederschlägen; dies ist auch erklärlich, denn im Sommer fallen nur sehr geringe Niederschlagsmengen bei außerordentlicher Lufttrockenheit, die Spätholzbildung wird in Anatolien bereits im Sommer abgeschlossen, für diese Wuchsleistung im Sommer steht also den Bäumen fast nur die im Boden aufgespeicherte Winterfeuchtigkeit zur Verfügung. Für die Frühholz-Entwicklung sind auch die Frühjahrsniederschläge von Wichtigkeit, die allerdings auch die von den Winterniederschlägen herrührenden Bodenwasservorräte beeinflussen können. Umgekehrt ist nicht zu bezweifeln, daß die Baumwurzeln doch auch während der Bildung des Frühholzes die — von den Winterniederschlägen herrührenden — Bodenwasservorräte erreichen! Im Übergangsklima ergeben sich Abweichungen, der Einfluß der Winterniederschläge tritt dort etwas zurück.

Für das Jahrzehnt 1892 bis 1881 ist aus den Jahresringmessungen auf drei typische Trockenjahre: 1882, 1887 und 1890, zu schließen, besonders 1887 tritt im ganzen Untersuchungsgebiet als besonders starkes Trockenjahr hervor. Es gibt Jahre, die sich allgemein als feucht oder trocken kennzeichnen lassen, und daneben andere mit starken örtlichen oder strichweise vorliegenden Schwankungen der Niederschlagsverhältnisse. Auch auf Grund der Ergebnisse aus den Jahren 1938 bis 1927 halten die Verfasser eine solche „Vielgestaltigkeit der Niederschlagsverhältnisse im gleichen Jahr“ für eine besondere Eigentümlichkeit des anatolischen Klimagebietes. Die Verfasser betonen, daß es wohl wenig Länder gibt, in denen sich aus den Jahresringuntersuchungen in so eindeutiger Weise Rückschlüsse auf die Niederschlagsverhältnisse ziehen lassen wie in Anatolien. Die eingeschlagene Forschungsrichtung ist daher besonders für das Gebiet der Türkei wertvoll. In einer jetzt in Vorbereitung befindlichen zweiten Veröffentlichung gedenken die Verfasser, die Ergebnisse bereits durchgeführter Untersuchungen vorzulegen, in denen auf dendroklimatologischem Wege ein Einblick in die Niederschlagsverhältnisse Anatoliens für die verflossenen 100 bis 200 Jahre und mehr angestrebt wurde.

Die vorliegende Arbeit teilt viel sorgfältig beobachtetes Tatsachenmaterial über das Klima und die pflanzengeographischen Grundlagen des Pflanzenbaues in Inner-Anatolien mit, trägt also zur Kenntnis dieses Landes bei. Sie beschreitet neue Wege der Untersuchung, verbunden mit genauen Jahresringmessungen an Waldbäumen. Die angewandten Methoden und Ergebnisse sind besonders für Landstriche im Südosten mit Steppenklima wichtig.

Leo Tschermak.

**Die Pygmäen des östlichen Kongo-Urwaldes.** In einer Zeit, in der die rassen-genetische Forschung besonderem Interesse begegnet, muß es doppelte Genugtuung empfinden lassen, wenn über eine so primitive Rasse wie die Zwergenvölker Zentralafrikas wissenschaftlich einwandfreie und eingehende Darstellungen erscheinen. Dies um so mehr, als die Zeitereignisse schon vor dem neuen Weltkrieg auch die abgeschlossensten Gebiete Afrikas dem Verkehr und der Rassenmischung eröffnet haben, Erscheinungen, die sich während des Krieges sicherlich noch außerordentlich verstärkt haben.

Martin Gusinde hat nun in einer umfangreichen Monographie<sup>1</sup> Lebensraum, Lebensform und Rasseform der Pygmäen des Iturigebietes im östlichen Kongostaat dargestellt und damit ein wichtiges Beobachtungsmaterial der Rassenforschung gerettet. Er schickt seiner Abhandlung eine Geschichte der Pygmäenforschung voraus, aus der die aufschlußreichen Berichte aus dem altägyptischen Reiche und die trefflichen Zusammenfassungen über die neuen Pygmäenforschungen in Kamerun, im Kongostaat und in Nordrhodesien hervorgehoben seien. Die Batwas des Lukangosumpfes wurden freilich nach v. Rosen noch 1930 von Nino del Grande aufgesucht und auch — wenn schon unzulänglich — geschildert (Nino del Grande, 50 000 Kilometer durch Afrika; Alb. Müller, Zürich). 1934/35 weilte nun Gusinde zusammen mit Paul Schebesta, der die Iturizwerge schon 1930 besucht und kennengelernt, bei den Pygmäen im Gebiete zwischen Äquator und 3° n. Br., 25° bis 30° östl. Länge. Er hat dabei an fünf in den Urwald geschlagenen Lichtungen die benachbarten Zwerge zu sammeln verstanden und sie messen und beobachten können und dabei sowohl die Efé- und Basua-Gruppe wie auch die nördlicher wohnende Aka-Gruppe der Bambuti-Pygmäen untersucht. Mit Recht stellt Gusinde eine Darlegung des Lebensraumes den anthropologischen Beobachtungen voraus; wir können hier darüber hinweggehen und auf den Aufsatz über das Klima des östlichen Kongo-Urwaldes dieser Zeitschrift verweisen, der sich mit den meteorologischen Forschungen Gusindes beschäftigt.

Der Hauptabschnitt des Werkes behandelt die Lebensform der Zwerge in ihrem Wirtschaftsleben, ihrer Gesellschaftsordnung und ihrem Geistesleben; der Verfasser umreißt auch die zunehmenden Einflüsse, die sich auf alle diese Erscheinungen aus der Negernachbarschaft ergeben. Ein Schlußabschnitt gibt einen Überblick über die Rasseform der Ituri-Pygmäen nach Körpermerkmalen, ihre Abgrenzung gegenüber anderen Zwergrassen und eine warmfühlende rassenbiologische Wertung. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Bambuti in kleinen Horden zu fünf bis zwanzig Einzelfamilien als nomadisierende Sammler und Jäger den tropischen Urwald durchstreifen, wobei jede Horde sich an ein von alters her genau umgrenztes Gebiet hält. Ihre Werkzeuge und ihre Wohnung entsprechen einer reinen Holzkultur; Pfeil und Bogen, Stoßspeer, Tragkorb, die primitive Kleidung und die Blatthütten sind aus Holz und Flechtwerk. Die heute verwendeten Eisenspitzen der Speere und Pfeile sind vom Waldneger entlehnt, wahrscheinlich auch das Feuer, das sie selbst nicht zu entzünden verstehen. Häute werden nur für Köcher, Gürtel und den Gelenksschutz verwendet; vom Neger stammt der Jagdhund, nur die hölzerne Schelle ist wieder Bambuti-Erzeugnis. Die Bambuti leben überwiegend monogam; die Zahl der männlichen Hordenmitglieder überwiegt heute weitaus die der weiblichen. In jeder Horde stellt ein Rat der Ältesten eine recht lockere Autorität dar. Ein oberster Gewittergott neben einem Waldgeist spielt neben einem von Negern beeinflussten Zauber- und Hexenglauben in ihren religiösen Anschauungen die Hauptrolle. Ihr naturkundliches Wissen und ihr technisches Können im Rahmen der Holzkultur sind bedeutend; Geselligkeit, Freude an Tanz und Spiel und eine heitere Gemütsart kennzeichnen diese Vertreter eines selbständigen Rassetypus, der sich bisher auch von Krankheiten — die Framboisie abgesehen — frei gehalten hat und trotz der Urwaldumwelt eine hohe Geburtenziffer aufweist. Gusinde schlägt für die Kleinwuchsrassen des Kongogebietes den

<sup>1</sup> Martin Gusinde: Die Kongo-Pygmäen in Geschichte und Gegenwart. Nova Acta Leopoldina, N. F., Bd. 11, Deutsche Akad. d. Naturforscher, Halle a. d. S. 1942; 265 Seiten, 36 Bilder auf Tafeln, 32 Textbilder. Preis RM. 24.—.

Namen „Bambutiden“ vor und gliedert sie in die Bambutiden im Strombereich des Ituri (Efé, Basua, Aka), in die des Bereiches der Großen Seen (Batwa) und die des westäquatorialen Waldgebietes (Bagielli, Babinga, Obongo u. a.). Sie sind gut von den Waldnegerstämmen zu trennen, von denen sie sich schon durch ihre Größe (1440, bzw. 1370 mm Mittelgröße beim männlichen, bzw. weiblichen Geschlecht bei den Bambutiden, 1586, bzw. 1480 mm bei den Waldnegern) abheben. Ihre Erhaltung durch Schutz, insbesondere durch Beseitigung der wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Waldnegern, zu der noch zunehmende Zwischenheiraten und Aufnahme der männlichen Bambuti in die Männerbünde der Neger kommen, liegt im Interesse ihrer Lebenskraft und auch der Kolonialverwaltungen.

Der Geograph vermißt in Gusindes prächtigem Werk jedwede Karte, er bedauert die Anführung des durchaus unwissenschaftlichen und auf jugendliche Phantasie spekulierenden Werkes von Ohle „Durch den wilden Tuat“, das als Quelle für das Vorkommen von Pygmäen in der Wüste unverwendbar ist. Nicht ganz klar ist ferner, warum Gusinde die Bambuti in grauer Urzeit in den Urwald erzwungenermaßen hineinpressen will (S. 232). Alle seine trefflich beigebrachten Verweise auf ihre vollkommene Anpassung an die Umwelt (S. 331), ihr unerhörtes Vermögen, Urwaldbäume zu erklettern (S. 342), ihr ganzer Habitus lassen die Ansicht von Volz, es handle sich um Nachkommen einer seit der Menschwerdung im Urwald beheimateten Rasse, naheliegender erscheinen. Diese Bemerkungen können aber den hohen Wert der verdienstvollen Veröffentlichung Gusindes, die noch durch ausgezeichnete Lichtbilder unterstützt wird, keineswegs mindern.

Hans S l a n a r.

**Amerikas Wirtschaft.** In der unter der Patronanz des Reichsleiters Alfred Rosenberg stehenden „Weltpolitischen Bücherei“, die die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens durch Einzelbetrachtungen über Wesen, Werden, Wirken und Wirtschaft der verschiedenen Völker darzustellen unternimmt, ist als jüngster Band ein Buch über die Wirtschaft und Handelspolitik der Vereinigten Staaten erschienen, das Herbert Gross zum Verfasser hat<sup>1</sup>. Gross, der seit 1933 bis zum Kriegseintritt der USA. als Wirtschaftsleiter in New York tätig war, versucht darin, auf Grund seiner „in der täglichen Berührung mit dem amerikanischen Wirtschaftsleben, seinen Unternehmern, Arbeitern, Politikern, seinen Freunden und Feinden“ geschöpften Kenntnisse und gestützt auf eine erstaunliche Vertrautheit mit der umfangreichen einschlägigen Presse und Literatur, eine Schilderung der amerikanischen Wirtschaft etwa in dem Zeitraum des letzten Jahrzehntes zu geben, die Wandlungen in der Wirtschaftspolitik der USA. und ihr Finanzwesen aufzuzeigen und dabei auch die sozialen Probleme zu erörtern, vor die sich die USA. gestellt sehen.

Wir haben es also hier mit einem ausschließlich nationalökonomischen Werk zu tun, das für den Geographen (Wirtschaftsgeographie und Geopolitik) weniger in Betracht kommt und sich auch durch die „Trockenheit“ der Darstellung, mit der allerdings die Objektivität und Präzision sehr gewinnt, von anderen Neuerscheinungen, die die gleichen Gegenstände in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, unterscheidet<sup>2</sup>. Immerhin aber dürfen allgemeines Interesse beanspruchen die Erörterungen des Verfassers über den Verfall in der amerikanischen Land-

<sup>1</sup> Herbert Gross: Amerikas Wirtschaft. Deutscher Verlag, Berlin 1942, 268 Seiten.

<sup>2</sup> Vgl. Giselher Wirsing: Der maßlose Kontinent. Buchbesprechung in den „Mitteilungen“ unserer Gesellschaft, 1942, Heft 7—10, Seite 398.

wirtschaft (Anbaukürzung, Bodenraubbau, Unstetigkeit des Farmbesitzes usw.) und über die staatlichen Versuche zur Lösung dieser Probleme; ferner über die „gewandelte Stellung der Industrie“, über die Lage der Arbeiter und Unternehmer und über „Volkseinkommen und Volksverbrauch“. Der zeitweilige Stillstand der nordamerikanischen Erzeugung und das starke Mißverhältnis zwischen Produktivkräften und Absatzmöglichkeiten sei weitgehend in der einseitigen Einkommenschichtung begründet. Eine der Ursachen der Wirtschaftskrise in den USA. liege darin, daß die wirtschaftlichen Ausdehnungsmöglichkeiten erschöpft waren. Eine Begleiterscheinung der Depression ist die Verschärfung des Wohnungsproblems: bei der gegebenen Einkommenschichtung sei es offenbar nicht möglich, der Mehrheit der Bevölkerung angemessene Wohnungen zu beschaffen. Nennenswerte Neubauten seien erst für Familien mit einem Jahreseinkommen über 2000 Dollar festzustellen. (Hiezu — und übrigens auch zu etlichen anderen zahlenmäßigen Feststellungen des Verfassers — wäre allerdings behufs richtiger Beurteilung die Frage aufzuwerfen, in welchem Verhältnis derartige Beträge zum Durchschnittseinkommen der Mittelklasse oder der breiteren Volksschichten, ferner zur Kaufkraft des Geldes, zum allgemeinen „standard of life“ usw. stehen, oder mit anderen Worten: Welchem Wert entspricht der Betrag von beispielsweise 2000 Dollar bei uns in Deutschland soziologisch, nicht kursmäßig?)

Wie in dem zitierten Werke Giselher Wirsings nimmt auch bei Herbert Gross die Darstellung des vielgerühmten und vielgeschmähten „New Deal“ einen breiten Raum ein, jenes für amerikanische Verhältnisse geradezu „revolutionären“ Generalwirtschaftsplanes, durch den Präsident Roosevelt seit etwa 1933 etappenweise die Erwerbslosigkeit zu überwinden, die Farmer zu entschulden und die Wirtschaft anzukurbeln versucht. Das gesamte konjunkturpolitische Denken des Zeitraumes 1933 bis 1940 ist nach Gross' Meinung von der mechanischen Auffassung beherrscht gewesen, das „Konjunkturproblem“ bestünde in der Ingangbringung eines größeren Kapital- und Kaufkraftumlaufes. Unter dieser Annahme habe der Staat Milliarden über den Bundeshaushalt in die Wirtschaft gepumpt und tatsächlich zunächst einen Auftrieb erzielt; aber ein Neuausbau der wirtschaftlichen Voraussetzungen und die Entfaltung einer Gesamtbelebung von Dauer sei ausgeblieben. „Der scharfe Widerstand nicht nur der Industrie, sondern vor allem auch der Gewerkschaften gegen diese Defizitwirtschaft entsteht aus dem Gefühl, daß die Erbschaft dieser Belebungsversuche nur eine wachsende Staatsschuld, aber keine Beseitigung der Arbeitslosigkeit sein werde.“ ... Erst die Aufrüstung schein die Grundlage für einen planvollen und gewaltigen Kapitaleinsatz zu geben, und zwar in einem Umfange, der den Staatskredit tatsächlich zum Träger einer bisher in USA. nicht erlebten Hochkonjunktur machte. Seit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten seien manche der von Gross beschriebenen Hemmungen und Divergenzen zwischen Staatspolitik und Privatwirtschaft überwunden worden, dafür aber neue Schwierigkeiten grundsätzlicher Art in der Wirtschaftsführung aufgetreten.

Das „New Deal“ brachte andererseits eine gewaltige Ausdehnung der bundlichen Aufgaben mit sich, nicht zuletzt auch auf dem Gebiete der so lange im argen gelegenen Wohlfahrtspflege<sup>3</sup>. Während noch 1929 das gesamte Personal der Bundesregierung 833 000 Mann betrug, stieg es bereits 1939 auf 1,3 Millionen;

<sup>3</sup> In diesem Zusammenhang sei auf den „Food Stamp Plan“ hingewiesen, eine sozialistische und gleichzeitig agrarpolitische Lösung, die auf dem Gedanken beruht, landwirtschaftliche Überschüsse der Wohlfahrtspflege des Bundes zuzuführen, also den Bezug überschüssiger Nahrungsmittel durch Arbeitslose und

heute dürften (inklusive „Arbeitsdienst“ und ähnliche Institutionen) etwa vier Millionen Personen ihren Verdienst vom Staat als ihrem Arbeitgeber beziehen, da der Staatsapparat mit dem seit Dezember 1941 begonnenen Übergang zur „totalen Wehrwirtschaft“ einen weiteren Ausbau erfahren hatte. Gross stellt schließlich fest, daß die kapitalistischen Kräfte des Landes sich stärker erwiesen als das „New Deal“, sowohl im Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft, als auch offenbar im Weißen Hause selbst.

Die schicksalsschwere Frage „Wann sind die USA. fertig?“ beantwortet der Verfasser in folgendem Sinne: Die hohe Kapitalintensität der modernen Kriegsproduktion und die Struktur der amerikanischen Industrie lassen, im Zusammenhang mit den von ihm skizzierten Schwierigkeiten der fiskalischen Probleme; den Schluß zu, daß die Periode der Umlenkung und Einspielung äußerst lang sein werde; die Mobilisierung der USA.-Wirtschaft auf die Ziele der Kriegsbotschaften des Präsidenten hin dürfte frühestens erst im Laufe von 1943 möglich sein. Über die gewaltigen Ausmaße der Kriegserzeugung, wenn sie einmal eingespielt sein sollte, bestehe jedoch kein Zweifel. An Hand aufschlußreicher Tabellen zeigt Gross, daß in zahlreichen strategisch wichtigen Produkten bereits im ersten Weltkrieg die völlige Eigenversorgung möglich war. Quecksilber sei der einzige Posten, dessen wichtigste Auslandsquellen in Europa liegen, erklärte das Handelsamt; mittlerweile haben aber hohe heimische Preise die USA.-Produktion an Quecksilber in genügendem Maße gesteigert.

Der Verfasser wirft weiters die geopolitische Frage auf: Können selbst die Vereinigten Staaten es sich auf lange Sicht leisten, die Weltwirtschaft mit Hilfe der Goldkäufe<sup>4</sup> ganz auf den eigenen Schultern zu tragen? Diese Frage münde jedoch in das Problem ein, ob es andere Formen der Rohstoffkontrolle gebe, die die USA. mit ähnlichem Erfolge anwenden könnten. Beispielsweise eine intensivere Konzessionspolitik im Pazifik, besonders bezüglich des Öles und der Gummipflanzungen. England und die Vereinigten Staaten betrachten das pazifische Kolonialreich als ihr Anlagegebiet und bezogen in diese Politik das vom Schutz der britisch-amerikanischen Flotte abhängig gemachte holländische Kolonialreich ein. Letztlich sei diese Politik die Organisation einer großen Abwehr gegen den japanischen Südvorstoß.

Nach der Meinung Herbert Gross' wird der industrielle Protektionismus Amerikas bestehen bleiben. Daran hätten auch die seinerzeitigen Handelsverträge Cordell Hulls praktisch nichts ändern können, die sich an die Staaten von Randeuropa richteten, wie Finnland, Schweden, Holland, Belgien, Frankreich, ferner an die Schweiz, die Tschechoslowakei, England, Kanada usw. Mit dem Bestehen auf

sonstige Wohlfahrtsempfänger zu steigern. Der „Food Stamp Plan“ hilft, wie der Verfasser berichtet, nicht nur dem Farmer und den mehr als zwei Millionen Wohlfahrtsempfängern, sondern auch dem Lebensmittelhändler, der die „blauen Freimarken“ (stamps) bei seiner Bank oder dem nächsten Postamt einlösen kann.

<sup>4</sup> Früher war bekanntlich der Goldstandard allgemein anerkannt; heute wird er nur noch anerkannt wegen der Goldkäufe Washingtons, d. h. nur noch, weil in den Goldbergwerken des britischen Weltreiches und anderer Länder große Kapitalien angelegt sind, die die Wirtschaftsinteressen dieser Gebiete künstlich mit denen der USA. und, abhängig davon, auch Londons zusammenhalten. Die Gold- und übrigens auch Silberkäufe Washingtons stellen somit eine große Subsidie an die gold- und silbererzeugenden Länder für die Aufrechterhaltung der bestehenden „internationalen“ Handelsordnung dar.

den Hullschen Grundsätzen habe Washington mehr die formale Anerkennung einer Weltordnung vorgeschwebt, ohne daß jedoch die nötigen wirtschaftlichen Opfer zur ergänzenden Sicherung dieser Weltordnung gebracht worden wären.

Die neuesten Maßnahmen zur internationalen Rohstoffkontrolle seien weitgehend von der Erhaltung des „Status quo“ der jetzigen Rohstoffstruktur der Weltwirtschaft bestimmt, aber gerade dadurch großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Diese umfassende „Status quo“-Politik der USA. ist nicht nur auf Südamerika und Kanada, sondern auch auf das britische Empire und vor allem auf den süd-pazifischen Raum ausgerichtet; selbst Afrika ist hierin einbezogen, insbesondere die Westküste und die Südafrikanische Union. Das Dilemma dieser Politik bestehe darin, daß Washington mit jeder Bevorzugung des einen Sektors dieser „Status quo“-Räume einen anderen benachteiligen müsse. (Die Behauptung Gross', daß der Einfuhrbedarf der Vereinigten Staaten nicht groß genug sei, um die Erzeugnisse des gesamten „Status quo“-Gebietes abnehmen zu können, dürfte wohl mittlerweile durch die steigende Wirksamkeit der deutschen U-Bootflotte eine Abänderung erfahren insoferne, als es sich heute nicht bloß um den Bedarf, sondern auch um die Einfuhrmöglichkeit handelt.)

Herbert Gross ist der Anschauung, daß durch den Eintritt Amerikas in den jetzigen Weltkrieg die ungelösten wirtschaftlichen und sozialen Fragen der Vereinigten Staaten nur zeitlich verschoben seien; sie müßten an Dringlichkeit zunehmen, je länger Aufrüstung und Kriegsverwicklung dauern. Die wirtschaftspolitische Literatur der letzten Jahre sehe im allgemeinen die Lösung des amerikanischen Wirtschaftsproblems nicht auf einer internationalen Grundlage, sondern vor allem in einer Vollbeschäftigung aller Produktivkräfte im Rahmen einer neuen heimischen Wirtschaftsordnung. Hierbei wird der hie und da heute schon in Erscheinung tretende Umbau der Städte im Sinne einer größeren Dezentralisierung und einer Abwanderung der Industrie aufs Land eine beträchtliche Rolle spielen<sup>5</sup>.

Es würde den Rahmen dieser Besprechung übersteigen, wollte man hier auf die Ausführungen des Verfassers über das amerikanische Finanzwesen und die Stellung der Banken, über die einzelnen Phasen der Handelspolitik, die „Problematik des Goldes“, über die weitgesteckten Ziele in Lateinamerika, den „Pacht-Leih-Imperialismus“ usw. näher eingehen. Nur so viel sei gesagt, daß der Verfasser alle seine Berichte und Feststellungen durch zahllose statistische Tabellen illustriert und erhärtet, welche dem Fachmann ein reiches und wertvolles Material liefern, den Laien aber mangels Vergleichsmöglichkeiten manchmal nur verblüffen werden. Von dem emsigen Fleiß, mit dem Herbert Gross den gewaltigen Stoff bearbeitet hat, geben Zeugnis die Presseangaben und Zitate in den Fußnoten und die das Werk beschließenden „Hinweise auf die neuere amerikanische Wirtschaftsliteratur“, die den Kampf zwischen den beiden Ordnungsprinzipien des privaten Kapitalismus und der staatlichen Planung beleuchtet. Als Mangel jedoch dürfte es von vielen Lesern empfunden werden, daß nicht eine einzige Karte oder Skizze die so mannigfach verschiedenen Wirtschaftsgebiete und Kulturzonen Nordamerikas auch in geographischem Sinne anschaulich macht. Dr. Karl A s p e r g e r.

<sup>5</sup> Das Muster der amerikanischen Stadt der Zukunft wurde in der „Futurama-schau“ auf der New-Yorker Weltausstellung 1939/40 gezeigt, u. zw. in einem Modell der Landschaft und Städte etwa des Jahres 1960.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1943

Band/Volume: [86](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Kleine Mitteilungen. 193-208](#)